

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 18 (1966)
Heft: 21

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die grosse Sorge

FH. Anlässlich der Weltkirchenkonferenz in Genf stellte sich deutlich heraus, dass das Entstehen vieler neuer Nationen, besonders von afrikanischen, für die Kirchen schwere Probleme erzeugt. Leider hatte dies niemand vorausgesehen. Die Delegierten dieser neuen Staatsgebilde stellten beinahe ultimative Forderungen an uns im Westen, ja sie sind in Genf zeitweise stürmisch aufgetreten. Sie pochten sogar auf das «Recht» zur Anwendung von Gewalt und drohten damit. Selbst russische Delegierte, die als Kommunisten mit dem stets hochgehaltenen Ziel der Entfaltung der Weltrevolution darüber Freude hätten empfinden können, schüttelten den Kopf. Offenbar, weil manche farbige Delegierte unerwarteterweise nicht zwischen Ost und West unterschieden, das heisst alles, was weiss ist, in den gleichen Topf warfen. Dagegen hat ein Farbiger China stark gelobt.

Selbstverständlich lässt sich sagen, dass das alles nur eine Reaktion auf die Sünden der Väter sei, der Kolonialmächte, die durch jahrhundertelange Gewaltakte ganze Erdteile in Wut versetzt hätten. Doch damit ist für die Frage, was wir denn heute tun können, wenig gewonnen. Wir glauben, dass sich die Kirchen überall mit den Forderungen und der Lage dieser Völker in den nächsten Jahren sehr eingehend befassen müssen. Nicht nur, weil an ihnen so viel gesündigt worden ist, — auch von den Nicht-Kolonialvölkern wie der Schweiz, die von den Kolonien vielfältig profitierten —, oder weil sie heute eine grosse Gefahr darstellen, sondern weil sie alle unsere Brüder und dazu noch in Not sind.

In Genf wurde ihnen mit einigem Recht erwidert, dass die Vereinten Nationen, die UNO, resp. deren Kulturorganisation, die UNESCO zuständig seien. Das trifft zu, schon weil die UNO über ganz andere materielle und persönliche Mittel verfügt denn die Weltkirchen. Demgegenüber wurde gefordert, dass der Weltkirchenrat mit der UNO nähere Fühlung aufnehme, um dort die Anliegen der unterentwickelten Nationen zu fördern, eine Frage, die gewiss einer eingehenden Prüfung wert wäre. Voraussetzung ist allerdings eine genaue Kenntnis der UNO und ihrer Tochterorganisationen. Wie es dort aussieht, konnten wir kürzlich einer amerikanischen Radiosendung entnehmen, die auch sonst interessante Seitenlichter zu dem drängenden Problem brachte.

Sicher ist, dass die Armut vieler Völker und die Rassenfrage heute die grossen Zentralprobleme der Weltorganisation darstellen.

Von den 117 Mitgliedern der UNO sind 37 unabhängige, afrikanische Staaten, was zur Folge haben musste, dass der politische Nachdruck unweigerlich auf den Problemen dieser neuen Länder liegt, und nicht mehr auf den ideologischen Streitigkeiten der Grossmächte. An Stelle der heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Grossmächten früherer Jahre sind jetzt die Sorgen der kleineren Staaten getreten, ihr Selbstbestimmungsrecht auszuüben.

Das hat die Situation der UNO nicht erleichtert, und wird auch von den Kirchen grösste Sachkenntnis, diplomatisches Geschick und überlegene Einsicht erfordern, jedenfalls einen Stab von erfahrenen Fachleuten. Denn die politische Situation auf der Welt ist jetzt viel unklarer geworden und viel schwerer als früher vorauszu sehen. Auch die Vergangenheit gibt keine Anhaltspunkte dafür, wie in dieser nachkolonialen Ära mit ihren vielen, oft sehr kleinen Staaten oder mit den regionalen Gruppen in der UNO umgegangen werden müsse. Gegenüber den Problemen der «Dritten Welt» der unterentwickelten Völker scheinen die früheren Streitigkeiten altmodisch. Der letzte Konflikt dieser Art hatte sich 1964 erhoben, als Russland und Frankreich sich weigerten, an die Kosten der «Blauen UNO-Frie-

denstruppe» im mittleren Orient beizutragen. In der Folge konnte man sich gütlich einigen. Das Ansehen der Generalversammlung wurde dadurch gestärkt.

Das geschah allerdings auf Kosten des Sicherheitsrates. Es hatte sich nämlich gezeigt, dass die neuen Mitglieder des Rates ihren zahlenmässig starken Einfluss wirksam zur Geltung bringen konnten, trotzdem es sich fast nur um Kleinstaaten handelt. Auch den Grossen bleibt nur übrig, sie zu konsultieren und sie zu überzeugen zu versuchen. Auf ihrer Liste steht zuoberst ihr Verlangen nach wirtschaftlicher Lebensfähigkeit. Sie sind der Auffassung, dass politische Unabhängigkeit hohl sei ohne Beherrschung der modernen Technik und ohne Zugang zum Kapital und den Märkten. Diese «Habenichtse» glauben, dass ihr Fortschritt durch Handelstraditionen blockiert werde, die noch aus der kolonialen Vergangenheit stammten. Dass die heutigen «reichen Länder» während vielen Generationen hart arbeiten mussten, um Kapital zu bilden und ihren heutigen Lebensstandard zu erreichen, interessiert sie nicht. Sie wollen möglichst rasch reich werden, noch in der heutigen Generation. Dass der Westen bis 1965 insgesamt die sicher grosse Summe von 37 Milliarden Franken in sie hineingepumpt hat, finden sie schäbig. Den Vorwurf, nicht haushalten zu können, das Geld falsch zu verwenden, erklären sie nur als leere Ausrede des Westens, der sich gegen weitere Zahlungen schützen wolle. Dabei ist erst kürzlich bei der Revolution in Ghana ans Licht gekommen, dass der gestürzte Diktator fast die gesamten Zahlungen des Westens an sein Land in die eigene Tasche gesteckt hatte. Richtig ist aber, dass die Länder in Afrika und Asien jedes Jahr 7-8% ihrer Exporteinkünfte zur Bezahlung von Schulden aufwenden müssen. In Südamerika beträgt diese Last bereits 14%. (Schluss folgt.)

Gedanken eines Laien zum kirchlichen Fernsehen

(Schluss)

HS. Eine grosse Schwierigkeit für solche Fernsehübertragungen besteht ferner darin, dass die gezeigten Vorgänge in der Kirche sich infolge des Fernsehens an zwei sehr verschiedene Arten von Publikum richten. Die in der Kirche Versammelten kennen die besondere Art des theologischen Sprachgebrauchs, sie verstehen sogleich, was der Pfarrer sagen will und auch zumeist den Zusammenhang, den Grund, warum er es sagt. Dem Fernsehpublikum draussen scheint aber das meist schwer verständlich, zumindestens antiquiert. Dabei sind wir Protestanten, bei denen das Wort und nicht irgendwelche Zeremonien die entscheidende Bedeutung haben, verhältnismässig gut daran, während der Katholizismus es hier viel schwieriger hat. Scheinbar bietet er dem Auge zwar viel mehr, doch habe ich immer wieder erlebt, wie völlig verständnislos Nicht-Katholiken dem Tun in einer katholischen Kirche gegenüberstehen, ja, wie es für sie nicht selten eine Quelle der Heiterkeit bildet: die hohen Hüte, die gestickten Röcke, der Herren, die langsame Feierlichkeit und betonte Wichtigkeit an sich kleiner Handlungen, usw. Hier wird besonders deutlich, dass die Leute vor dem Fernsehschirm eben bloss Zuschauer sind und keine Teilnehmer, dass sie als Ueingeweihte in den Sinn der einzelnen Handlungen eine radikal andere Einstellung besitzen als die anwesenden Glieder der Gemeinde.

Diesen Zwiespalt zu überspringen, ist nicht leicht. Es wird nötig sein, in der Kirche bei solchen Gelegenheiten eine möglichst allgemeinverständliche Sprache zu spre-

chen und keine komplizierten theologischen Konstruktionen vorzubringen. Das bezieht sich selbst auf das Singen, wo möglichst Lieder mit schlichten Texten und eingängigen Melodien verwendet werden sollten. Eine gleichzeitige Kommentierung sollte möglichst ebenso unterlassen werden wie eine gesprochene Einleitung, die leicht zur zweiten Rede neben der Predigt werden könnte. In Frage käme einzig ein Vorfilm bei besonders wichtigen Feiern, der sachliche Informationen, die unumgänglich sind, möglichst bildmässig zu zeigen hätte, was allerdings eine Geldfrage ist. In Deutschland ist dieser Weg mit Erfolg beschritten worden.

Der Grundsatz, es solle einfach ein Gottesdienst der gewohnten Art übertragen werden, «schlichte Wirklichkeit» ist noch aus einem andern Grund unhaltbar. Das blosses Filmen eines solchen kann zu ganz unhaltbaren Situationen und einem völligen Misserfolg und Profanierung der kirchlichen Handlung führen. Das Fernsehen hat seine eigenen Gesetze. Soll ein Gottesdienst wirklich als solcher auch auf dem Bildschirm kenntlich sein, dann muss er sich diesen unterwerfen. Es wird deshalb nie ohne Regie abgehen, d.h. ohne fachmännische Gestaltung. Alles andere kann gefährlich werden, wird vielleicht, wenn es ungestaltet ist, bestenfalls langweilen oder aber in schlimmern Fällen einen ganz andern Sinn erhalten bis zur Lächerlichkeit. Der Schritt vom Erhabenen zu diesem ist nun einmal klein, und Vorsicht höchst angezeigt. Vor allem muss immer wieder für Wechsel der Handlungen gesorgt werden. Lange, gleichgeartete Stücke, lange Lieder usw. sind untauglich. Hier muss der Regisseur konzentrieren, verdichten durch eine geschickte Bildauswahl. Er hat hier ein besseres Urteil als irgendein Mann der Kirche, weil er die Reaktionen der Zuschauer aus langer Erfahrung viel besser kennt. Er muss auch versuchen, eine gewisse Wucht zu erzielen, die Sturm-Atmosphäre der nie endenden Reformation ahnen lassen, die bei ihren Angehörigen lebendig sein soll. Andererseits muss der betreffende Laien-Fernsehregisseur genau ins Bild gesetzt werden, was protestantischer Gottesdienst ist, um zu verhüten, dass er beispielsweise eine Art Kulturfilm über den Kirchenbau oder über die Schönheit der Orgelpfeifen oder dergleichen herstellt. Hier kommt es auf den Grad seines Einfühlungsvermögens an, denn ein allgemein verbindliches Rezept dafür gibt es nicht. Auch die Art der Predigt muss berücksichtigt werden; es besteht vielleicht die Möglichkeit, wichtige Stellen in ihr durch einen besonderen Bildausschnitt zu unterstützen. Dabei muss auch eine akustische Schwierigkeit überwunden werden: der Ton-Nachhall, der in vielen Kirchen sehr gross ist. Am besten kommt ein gewöhnlicher Gesprächston auf dem Bildschirm, aber der scheidet bei einer Predigt selbstverständlich aus. Es muss da jeweils ein Kompromiss geschlossen werden, um zu verhindern, dass der Nachhall-Ton im Fernsehen zu gross wird. Auch aus diesem Grunde empfiehlt sich eine Vor-Probe. In manchen Fällen wird es nicht zu vermeiden sein, dass die Gemeinde einige Konzessionen hinsichtlich der guten Hörbarkeit der Predigt macht, um sie andererseits im Fernsehen gut ankommen zu lassen. Aber auch das muss ihr vorher gesagt werden, am besten in Proben.

Entscheidend ist letzten Endes jedoch immer die Persönlichkeit. Es gibt Prediger, die von vornherein die Gabe haben, sich mit starker Ausstrahlung wirksam ins Bild zu setzen, einen tiefen Einbruch in viele Seelen zu erzielen, sogar echte Wandlungen hervorzurufen. Diese Leute zu finden, ist wesentlich. Und noch wesentlicher ist, sie für solche Aufgaben um jeden Preis zu halten. Das Einzugsgebiet unserer Kirche ist so klein, die Auswahl an Begabungen, die auf dem Gebiet der Massenmedien unentbehrlich sind, so gering, dass alles unternommen werden sollte, diese Wenigen mit allen Kräften zu unterstützen.

Der Laie aber hat es schon verschiedentlich erleben müssen, dass fähige Kräfte wieder unbekannt wohin verschwanden oder plötzlich an ganz anderer Stelle im Kulturleben wieder auftauchten, weit weg von der Kirche, während Mittelmässigkeiten an ihre Stelle getreten waren. Hier sollte ein gründlicher Wandel erfolgen.

Hinter den Kulissen von Peking

ZS. Eine ausgezeichnete Deutung der revolutionären Haltung Maos, gewiss eines der mächtigsten und gefährlichsten Männer der Welt, war über eine englische Sendung aus Hong-Kong zu hören. Die Vorgänge in China sind uns gewöhnlich ein Buch mit sieben Siegeln, und auch der neuen «proletarischen Kulturrevolution» und dem Toben der jungen «Roten Garden» steht man bei uns verständnislos gegenüber. In dieser Sendung war erstmals eine Auffassung zu hören, die hinter all dem einen verständlichen Sinn zu sehen vermag.

Darnach versucht Mao erstmals in der Weltgeschichte, eine «klassenlose Gesellschaft» zu schaffen, wie sie von Marx und Engels gepredigt wurde, (übrigens auch schon früher, zum Beispiel von Thomas Morus). In seinem Buch «Staat und Revolution» hatte Lenin einst diese Ordnung verkündet, doch sind seitdem mehr als 50 Jahre verflossen, ohne dass auch nur ein einziger kommunistischer Staat Versuche in dieser Richtung unternahm. Im Gegenteil, die kommunistischen Staaten schufen immer drückendere Zwangsordnungen unter Versagen jedes Streikrechtes bis zur Einschliessung der gesamten Bevölkerung, wie sie die DDR vornahm.

Mao hat jedoch die Schaffung einer grossen, klassenlosen, kommunistischen Gesellschaft immer viel ernster genommen als die Bolschewisten, die anscheinend schon lange ihr Interesse daran verloren haben. Er ist überzeugt, dass die gewaltige Zahl der chinesischen Bevölkerung und die Riesengrösse des Landes eine solche ohne weiteres zuliesse. In den letzten Jahren hat er aber nicht ohne Grund jeden Glauben daran verloren, dass Moskau jemals dieses heilige, kommunistische Ideal erreichen wolle und werde. Das ist der wahre Grund der unerbittlichen Gegnerschaft Maos gegen die Russen, die er von seinem utopischen Standpunkt aus nicht mit Unrecht samt und sonders für Verräter hielt, schlimmer als bourgeoise Klassenfeinde. In dem wichtigen, «chinesischen Kommentar zum offenen Brief des Sowjet-Centralcomités» denunziert Mao die heutige, russische Gesellschaft in vernichtender Weise:

«Neue, bourgeoise Elemente konnten in Partei, Regierung und Wirtschaft, in der Kulturarbeit und andern Gebieten stufenweise auferstehen und bilden heute einen privilegierten Stand in der Sowjet-Gesellschaft... Deren Angehörige haben die Funktion, den Massen zu dienen, in die Funktion, die Massen zu beherrschen, umgewandelt. Sie stecken Gehälter ein, die 12 oder 100 Mal grösser sind als jene des durchschnittlichen Sowjet-Arbeiters und Bauern. Sie leben das parasitische und dekadente Leben der Bourgeoisie. Ihre einzige Sorge ist, ihre wirtschaftliche Position und ihre politische Herrschaft zu konsolidieren».

Maos ganzes Denken ist heute von dem Problem der Degeneration der kommunistischen Revolution beherrscht. «Die Erfahrungen in der Sowjet-Union läuten die Alarmglocke für alle sozialistischen Länder, China inbegriffen.» Schrittweise kam Mao zum Schluss — gleichzeitig angefeuert durch die Angriffe aus Moskau — dass etwas geschehen müsse. Die Generation, welche die chinesische Revolution geschaffen hat, ist in die höhern Altersstufen geraten. Ein neuer, sozialer Aufbruch war unbedingt nötig, einer, der ein für allemal entscheiden würde, ob

«unsere Nachkommen den Weg der korrekten Strasse weiterziehen würden, die von Marx und Lenin vorgezeichnet wurde. Es ist dies eine Frage auf Leben und Tod für unsere Partei und unser Land».

Mao wollte nicht um die Früchte dieser Revolution geprellt werden. Mit dem warnenden Beispiel von Lenins Revolution vor Augen, will er die neue Gesellschaft noch während seiner Lebenszeit unstürzbar aufgerichtet sehen.

Und so begann die «grosse, proletarische Kulturrevolution». Aus diesem Winkel gesehen, lassen sich viele, anscheinend sinnlose Manifestationen im gegenwärtigen China gut verstehen. Ob die Ziele realistisch und durchführbar sind, steht auf einem andern Blatt. Selbstverständlich waren auch neue Männer nötig, um die Partei durch dieses kritische Stadium zu führen, kraftvollere, weniger konservative, weniger verhängt mit bürokratischen Regierungsmethoden.

Der Kern der kulturellen Revolution ist ein stürmischer Gleichheitsdrang: Ausmerzungen aller Unterschiede in der Gesellschaft Chinas. Mao hält dies für die einzige Garantie gegen eine mögliche «bourgeoise» Degeneration. Diese Politik geht viel weiter als die blosser Abschaffung von Rang und Vorrechten. Sie will jeden Unterschied zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, zwischen Stadt und Land auslöschen. Fort mit allen Unterschieden — Marx und Engels wurden niemals müde, dies zu wiederholen — und die klassenlose Gesellschaft wird verwirklicht sein.

Aber so einfach ist die Geschichte jedoch nicht. Das zentrale Mysterium der marxistischen Vision der zukünftigen Gesellschaft ist das geheimnisvolle Konzept des «absterbenden Staates». Niemand weiss zwar genau, was das bedeutet, aber jeder Kommunist glaubt an dessen Eintritt.

Auch hier scheint aber Mao sehr in Eile. Er weiss allerdings, dass er sich auf gefährlichem Grund bewegt, denn jedes Rütteln am Staat kann leicht zur Anarchie führen. Doch der Gedanke, die Massen oder ihren am stärksten rot gefärbten Sektor als Werkzeug für die kulturelle Revolution zu benützen und die vorhandenen Autoritäten zu überholen, darunter sogar die gefürchtete Geheimpolizei, — undenkbar in Russland —, und ihnen eine gewisse Handlungsfreiheit zu gewähren, sieht wie ein erster Schritt zum grossen Ziel aus, den Staat zum «Verwelken» zu bringen.

Sei dem wie ihm wolle, es dürfte ein ungeheuer interessantes Experiment werden, wahrscheinlich von weltgeschichtlicher Bedeutung, entscheidend wohl auch für die Zukunft des Kommunismus ganz allgemein. Dass es sich um Ausserordentliches handelt, ergibt sich schon aus der Tatsache, dass heute die gesamte, westliche Presse mit der gesamten sowjetischen und kommunistischen erstmals in einer grossen Frage, der Beurteilung der «proletarischen kommunistischen Revolution» in China, ins gleiche Horn stösst.

Das hat allerdings auch ein anderes Gesicht. Die Russen haben seinerzeit ebenfalls ihre Kirchen entweiht, Gläubige ins Gefängnis geworfen, Strassennamen und Städtenamen gewechselt, die Neigung ihrer Bürger für westliche Dinge angegriffen, ihren eigenen, rigorosen Moral-Codex für die Lebensführung des braven Proletariats aufgezogen, eine Campaigne gegen «Cosmopolitismus» geführt, und sovieler lächerliche Urteile über viele, grosse Schriftsteller ihres eigenen Volkes abgegeben, dass sich heute ihre gewaltige Entrüstung über die Untaten der Chinesen, welche das Gleiche tun, sonderbar ausnimmt. Aber es ist auch lehrreich.

BILDSCHIRM UND LAUTSPRECHER

SCHWEIZ

Seit Juli 1966 haben sich wieder 10 000 neue Fernsehkonzessionäre gemeldet. Bereits besitzen 4 von 10 Haushaltungen einen eigenen Fernsehapparat.

In der Auseinandersetzung zwischen dem Techniker Hochmann und 12 grossen, schweizerischen Tageszeitungen einerseits und der Schweiz. Rundspruchgesellschaft andererseits um den Einsatz von Kleinstumsetzern scheinen sonderbare Kampfmethoden eingerissen zu haben. Nachdem Bundesrat Gnägi auf ein entsprechendes Gesuch nicht eintrat, besprach Hochmann telefonisch in einem Konferenzgespräch mit den Zeitungen das weitere Vorgehen. Dieses Konferenzgespräch ist nach übereinstimmender Ansicht aller Beteiligten abgehört worden, was allgemeine Empörung hervorrief. Vom Bundesratstisch aus wurde dann bestimmt versichert, dass keine amtliche Anordnung zur Ueberwachung dieses Gesprächs getroffen worden sei. — Wir hegen in die Richtigkeit dieser Erklärung keinen Zweifel, sind aber überzeugt, dass dann eben eine inoffizielle Ueberwachung stattgefunden hat. Es darf als ausgeschlossen gelten, dass alle Beteiligten, unter denen sich bekannte Journalisten befinden, die klaren Worte der Ueberwachenden erfunden haben, und auch eine Täuschungsmöglichkeit ausgeschlossen ist.

Ein «jurassischer Freiheitssender» wollte vor einiger Zeit sein Treiben aufnehmen. Er scheint sich jedoch eines bessern besonnen zu haben; jedenfalls konnte bis jetzt im Aether nichts Verdächtiges festgestellt werden.

Die kommende Tagung des Fortsetzungsausschusses für einen evangelischen Sender vom 24.—26. Oktober dürfte von grosser Bedeutung sein. Da in manchen Ländern aus theologischen Gründen gegen das Projekt Opposition

besteht, dürfte die Einigung noch ein grosses Stück Arbeit kosten. Sie wird auch ein Prüfstein für die Stärke des ökumenischen Gedankens darstellen.

Schluss auf Seite 32



Orson Welles mit Jeanne Moreau im Film «Falstaff», der in Venedig erfolgreich lief, nachdem er schon in Cannes einen Spezialpreis erhalten hatte